

Nicht vorwärts, aber wenigstens nicht zurück Wofür Wochen der Brüderlichkeit (WdB)?

Meine Kollegin, seit Jahrzehnten aktiv im christlich-jüdischen Dialog, ist ärgerlich. Rechtzeitig hatte sie sich zur Teilnahme an der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit (WdB) in Hamburg angemeldet, erhielt aber nur eine Absage mit der Begründung, es hätten sich so viele Politiker angemeldet, daß für sie leider kein Platz mehr da sei.

Worum geht es eigentlich bei der WdB, um eine echte Begegnung zwischen Christen und Juden oder um einen symbolischen Staatsakt, bei dem Politiker sich gerne mit Juden zeigen? So fragt sich wohl mancher, der das große Ereignis mit Bundespräsident und Fernsehübertragung am 1. März erlebt hat. Die große politische und Medienaufmerksamkeit, die der Eröffnungsakt der WdB erfährt, läßt vermuten, daß es in erster Linie um das öffentliche Symbol geht. Das entspricht ja auch der Geschichte dieses Ereignisses, das in Deutschland nach 1945 von den Amerikanern initiiert wurde. Die christlich-jüdischen Gesellschaften sollten gleichsam das Gewissen der Nation repräsentieren.

Gleichwohl wird die Frage, welchen Sinn die WdB noch haben, schon lange kontrovers diskutiert. Manch einer kann die seit Jahrzehnten wiederholte pathetische Beteuerung, zum Dialog gebe es keine Alternative, nicht mehr hören. Überhaupt schien die Botschaft der diesjährigen Eröffnung der WdB im Schatten von „Williamson“ zu lauten: „Wir gehen zwar nicht vorwärts, aber wenigstens nicht zurück.“ Das offizielle Motto, das die Veranstalter gewählt haben, lautet: „So viel Aufbruch war nie.“ Und das stimmt leider in zweierlei Hinsicht:

Tatsächlich erlebten die christlichen Kirchen in Deutschland mit der Entdeckung des Judentums und der Revision christlicher Theologie zwischen den 1960er und 1980er Jahren eine kleine Revolution. Aber eben: Das *war* damals. Seitdem geht es theologisch eher zurück als vorwärts. Wie schon so oft in der Kirchengeschichte zeigt sich auch heute wieder, daß den Kirchen die Beziehungen zum Judentum sehr viel weniger wichtig sind als ihre eigene Profilierung. Fürchten sie um ihre Identität, dann müssen die Juden – im wahrsten Sinn - daran glauben. So ist es jetzt im Bereich der katholischen Kirche, deren Oberhaupt gerade dabei ist, das zweite Vatikanum stellenweise außer Kraft zu setzen. Und so ist es in der evangelischen Kirche, die nach dreißig Jahren einer engagierten Neuorientierung im Verhältnis zum Judentum plötzlich wieder eine allein selig machende „Wahrheit“ behauptet. Wegen seiner „Ablehnung Jesu Christi als entscheidendes, Menschen errettendes Ereignis“ erkennt ein Text der Theologischen Kommission der EKD aus dem Jahr 2003 den schärfsten „Gegensatz“ zur christlichen Wahrheit „im Judentum“. Dialogisch ist das nicht, sondern zielt vielmehr auf Mission.

Für eine Minderheit stellen sich die Dinge immer anders dar als für die Mehrheitsgesellschaft. Die Minderheit ist von guten Beziehungen, von einer positiven gesellschaftlichen Atmosphäre, von zumindest punktueller öffentlicher Wahrnehmung und Sympathie abhängig. Juden in Deutschland wissen und fühlen das. Was sie brauchen, sind verlässliche Freunde. Die gibt es unter Christen. Bei den kirchlichen Institutionen kann man allerdings nicht hundertprozentig sicher sein, woran man ist. Ein Bundespräsident im Rücken ist da schon ganz gut.